

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (2006)
Heft: 1

Buchbesprechung: Rezensionen

Autor: Joris, Elisabeth / Furter, Reto / Schmid, Hansmartin

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

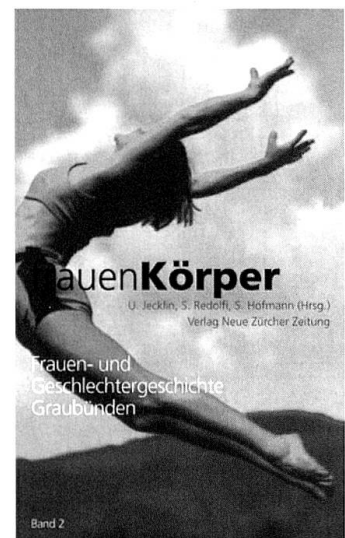
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

U. Jecklin, S. Redolfi, S. Hofmann, (Hrsg.), frauenKörper

Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte Graubündens im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 2, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2005, 285 Seiten, ISBN 3-03823-067-7.

Einleitend erzählt Silvia Hofmann die Geschichte des Titelmals von «frauenKörper». «Die Springerin» zeigt die 22-jährige Dora Hartmann im Sommer 1933 in Flims: «Er erwischte mich auf dem höchsten Punkt, als ich ganz gestreckt war.» Gedacht war das Bild zuerst nur als Reklame für die vom «Parkhotel Waldhaus» angebotenen Gymnastikstunden, dann warb es für den Fremdenort Flims, für die Swissair und avancierte bald zum Klassiker der Tourismuswerbung. «Und dass der Fotograf Jules Geiger mit seiner Inszenierung des kraftvoll-dynamischen Frauenkörpers den Nerv der Zeit traf, zeigt der beispiellose Erfolg dieses Bildes», kommentiert Hofmann treffend. Das Bild evoziert Befreiung des Körpers aus dem engen Korsett. Es steht als solches für den Aufbruch, den es in Graubünden nach dem Ersten Weltkrieg durchaus gab. Es steht zugleich aber auch in krassem Gegensatz zu den gerade Frauen noch lange einengenden Verhältnissen, von denen die fünf Beiträge des zweiten Bandes vor allem zeugen. Verpflichtet sind diese, wie schon die Beiträge des ersten, im Jahre 2003 unter dem Titel «frauenRecht» erschienen Bandes, dem Geschlechteransatz. «Allen Artikeln ist die Frage nach der Bedeutung des Körpers, den historischen Körpererfahrungen und den Auswirkungen von geschlechtlich oder biologistisch geprägtem Denken in Religion oder Medizin auf den Alltag von Frauen und Männern und auf ihre Rolle in der Gesellschaft gemeinsam», schreiben die Herausgeberinnen in der Einführung. Am konsequentesten umgesetzt ist der Geschlechteransatz im letzten Beitrag, in Marietta Meiers Aufsatz «Eingriffe ins Gehirn <schwieriger> Patientinnen und Patienten. Psychochirurgie im Kanton Graubünden.» Ausgehend von der



an Klara D. im Kantonsspital Chur durchgeführten Leukotomie entwickelt die Historikerin die Geschichte der einschneidenden körperlichen Massnahmen an psychisch Kranken und geht zugleich der Frage nach, warum man diesen Eingriff vor allem bei Frauen vornahm.

Psychochirurgische Eingriffe in den Kliniken Waldhaus und Realta

Der Eingriff wurde am 23. Oktober 1947 von Hugo Krayenbühl, Professor für Neurochirurgie in Zürich, vorgenommen. Die 1899 in ärmlichsten Verhältnissen geborene und ebenso ärmlich aufgewachsene Klara D. hatte mit ihrem Mann in Chur gelebt, bevor sie mit der Diagnose «Schizophrenie» 1932 psychiatrisiert und bald darauf ins Zürcher Burghölzli verlegt worden war. Von dort aus brachte man sie immer wieder wegen lauten Singens und Aggressivität für kürzer oder länger in anderen Anstalten unter, bis man sie dann 1943 in die Anstalt Waldhaus einlieferte, die – wie auch die Anstalt Realta (Beverin) – aus Kostengründen vertraglich mit dem Burghölzli liiert war. Von der Leukotomie erwartete man die Dämpfung der «Erregungszustände», was jedoch nicht eintraf. Daher wurde der psychochirurgische Eingriff noch zweimal wiederholt, die Patientin mehrfach verlegt, schliesslich 1953 in eine Privatanstalt im Kanton Zürich, wo sie 1973 starb.

Nach Meier ist das Schicksal der Klara D. bezogen auf den dreifachen Eingriff und die Zahl der Verlegungen aussergewöhnlich, in Bezug auf geschlechterspezifische Merkmale jedoch nicht. Die Leukotomie war 1935 vom portugiesischen Neurologen Egas Moniz entwickelt worden, der, so die Autorin, «psychisches Erkranken und abweichendes Verhalten als Ausdruck von Fehlfunktionen der Synapsen» ansah und «deshalb absichtlich Nervenverbindungen im «gesunden» Hirn» zerstörte. Hugo Krayenbühl, der den Eingriff bei Klara D. vornehmen sollte, operierte 1946 die ersten zwei Patientinnen in der Schweiz. In der Folge verbreitete sich die Methode rasch, wurde aber nach der Einführung der Neuroleptika in den Fünfzigerjahren fast gänzlich aufgegeben. Insgesamt wurde bis 1971 nach Meiers Schätzungen an mindestens 1000 Patientinnen und Patienten Leukotomien vorgenommen, rund 100 davon an Patientinnen und Patienten der Anstalten Realta und Waldhaus. Bei 46 dieser Fälle ist das Geschlecht bekannt. Obwohl mehr Männer als

Frauen psychiatrisch hospitalisiert waren, entfallen von diesen 46 Fällen drei auf das weibliche, zwei auf das männliche Geschlecht, ein Verhältnis, das den Resultaten aus der gesamten Schweiz und dem angelsächsischen Raum entspricht. Konkret bedeutet dies, dass ausgehend von der Gesamtzahl der Patientinnen und Patienten in psychiatrischen Anstalten an Frauen rund doppelt so oft Leukotomien vorgenommen wurden als an Männern.

Leukotomie und Geschlechterdifferenz

Meier setzt ihren statistischen Befund auf Grund verschiedener Ansätze in vielschichtigen Bezug zum historischen Kontext. Sie erklärt den Unterschied mit dem Geschlecht der Operierten und dem Geschlecht der Operierenden, einem hierarchischen Gefälle, das die niedrigere, soziale, politische und wirtschaftliche Stellung der Frauen spiegelt. Ebenso zeigt sich im geschlechterspezifischen Verhältnis psychochirurgischer Eingriffe an Frauen einerseits und Männern andererseits auch die Stereotype, dass die weibliche Psyche stärker vom Körper bestimmt sei als die männliche.

Meier geht in ihrer geschlechterspezifischen Schlussfolgerungen noch weiter, indem sie die Bündner Krankenakten unter Berücksichtigung dreier weiterer Aspekte einer qualitativen Analyse unterzieht. Erstens werden Patientinnen im Gegensatz zu einzelnen Patienten nie in die Entscheidungsfindung mit einbezogen, sondern man holte bei ihnen nur die Zustimmung des Gatten beziehungsweise des Vaters ein. Zweitens lassen die Akten vermuten, dass dem Stellenwert des Motivs des Selbstschutzes bei Männern eine grössere Bedeutung zugemessen wurde als bei Frauen. Und drittens legt das Aktenstudium nahe, dass die Rollenerwartungen einen Eingriff bei Frauen eher nahe legten. «Lärmen» war wie bei Klara D. meistens der zentrale Anlass für die Operation, von der man sich einen beruhigenden Effekt versprach. Ein ruhiges, nicht aggressives Verhalten entsprach den weiblichen Rollenerwartungen. Lärmende und aggressive Männer widersprachen dagegen nicht den Erwartungen, mussten daher auch nicht unbedingt beruhigt werden.

Meier berücksichtigt zudem noch den weiteren Kontext: Männer wurden nur durch Männer, Frauen nur durch Frauen pflegerisch betreut. Wegen der steigenden Zahl der aus anderen Kantonen übernommenen Kranken, fehlte es in den Bündner Anstalten

ten sowohl an Raum wie an Pflegepersonal, was dadurch verschärft wurde, dass weibliche Angestellte nach der Heirat vielfach den Dienst quittierten, es also bei der Betreuung der unruhigen Patientinnen zu personellen Engpässen kam. Ausserdem packten Pfleger auf Grund ihrer grösseren Körperkraft wahrscheinlich eher zu als Pflegerinnen. Daher nimmt Meier an, dass die geschlechterspezifische Personalsituation sowohl in Realta wie im Waldhaus zusammen mit anderen Faktoren dazu führte, dass Leukotomien als Mittel, «schwierige» Patientinnen und Patienten zu beruhigen, häufiger an Frauen angewandt wurden als an Männern. Das Fazit der Historikerin: «Die Wahrnehmung des Verhaltens von psychisch Kranken und die Reaktionen darauf hingen also auf der einen Seite mit dem Geschlecht der Patienten zusammen, auf der anderen Seite aber auch mit dem Geschlecht der Personen, die sie betreuten.»

Die Kuranstalt Passugg – ein archivalischer Glücksfall

Um Ärzte, therapeutische Eingriffe an Frauen und Männer geht es auch im Aufsatz zur Kuranstalt Passugg. Die im Rahmen der Recherchen zu diesem Band erfolgte Auffindung der Quellenmaterialien, die ungeordnet in zwei Holztruhen lagen, erwies sich dabei als eigentlicher Glücksfall. Silvia Hofmann begnügt sich nicht mit der Nachzeichnung der Geschichte der Heilquelle, sondern sie stellt ihre Untersuchung unter dem Titel «Heilbäder – Orte zur Wiederherstellung der Geschlechterordnung» in den Kontext des so genannten «Hygienediskurses» um 1900. Unter «Hygiene» verstand man dabei den richtigen Gebrauch des Körpers. Es fliessen nach Hofmann darin «alte Vorstellungen der Volksmedizin mit populärem Wissen, Moral, Rollenbildern der Geschlechter und neuen Erkenntnissen der Forschung zusammen.» Dies zeigt sich vor allem am geschlechterspezifischen Konnotation der «Nervenkrankheiten». Während bei Frauen – vor allem solche, die nach Bildung und Emanzipation strebten – «Hysterie» diagnostiziert wurde, verbindet man die Männerleiden mit der Neurasthenie, der Nervenschwäche. Schwache Nerven galten aber bei Frauen durchaus als normal, während der gleiche Befund bei Männern die Männlichkeit selbst und damit die Geschlechterordnung in Frage stellte.

Welche Rolle die Ärzte in der Positionierung der Bäder als Ort der Umsetzung neuer therapeutischer Methoden spielten, zeigt Hofmann eindrücklich am Beispiel der Einführung von Neue-

rungen, auch technologischen. Da der Hygienediskurs den Frauenkörper und den Männerkörper unterschiedlich betrachtete, unterschieden sich auch die Anwendungen der therapeutischen Neuerungen je nach Geschlecht. Ging es bei den Männern vor allem um Stärkung und Abhärtung, stellte sich bei den Frauen immer auch die Frage, inwiefern die Badekur nicht ihre sexuelle Aktivität förderte. Des weitern verweist Hofmann auch auf andere geschlechterspezifische Unterschiede, die bis heute kaum ins Blickfeld der historischen Bündner Tourismusforschung eingeflossen sind: das zahlenmässige Ungleichgewicht zwischen weiblichen und männlichen Kurgästen sowie die Tätigkeitsfelder der angestellten Frauen und Männer. So arbeiten Frauen als Betreuerinnen, Masseusen und Trinkhallenmädchen, in der Lingerie, im Service und in der Flaschenabfüllanlage der Passagier Heilquellen.

Tourismuswerbung, Geburtshilfe und Mutterschaft – die männliche Perspektive

Auch gemäss den andern drei Beiträgen in «frauenKörper» lag die Definitionsmacht vor allem bei Männern. Der männliche Blick bestimmte im buchstäblichen wie übertragenen Sinn Inszenierung, Verhalten und Rollenerwartung. Loretta Seglias zeichnet den zunehmenden Einfluss der Ärzte bei der Ausbildung der Hebammen und der Geburtshilfe nach. Ivo Berther verweist seinerseits auf den ideologischen Einfluss von Pfarrern, Schule, Vereinen und Publikationen, aber auch handfesten Druckes in der katholischen Surselva von 1870 bis 1970. Der Autor spricht von «der schwarzen Lawine», die Frauen jegliche Umsetzung eigener Anliegen verbaute. Die Entwicklung lässt sich ablesen an der auch für Bündner Verhältnisse hohen Geburtenzahl in der Surselva, die sich erst in den letzten Jahrzehnten dem kantonalen und schweizerischen Durchschnitt anzugleichen begann. Die Fotografien, die diesen Beitrag begleiten, unterstreichen den beschwerlichen Alltag der Frauen äusserst eindrücklich und stehen zum Teil in krassem Widerspruch zur ideologisch aufgeladenen Beschwörung der Mutterschaft als heiligster Aufgabe der Frau. Diese Fotografien widersprechen in ihrer Mehrheit auch den meisten bildlichen Inszenierungen der Bündner Tourismuswerbung, ob es sich um das Trachtenmädchen der späteren Dreissigerjahre oder um die moderne Dynamik signalisierenden Frauenbilder der Zwanzigerjahre handelt, die Gerda Leipold-

Schneider in ihrem Beitrag analysiert. In den von ihr ebenso untersuchten Fotografien aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird der je Männern und Frauen zugewiesene Ort offensichtlich: Frauen bedienen und sind Zuschauerinnen, Männer stehen im Zentrum und besetzen den öffentlichen Raum. Was sich auf dem Weg zur rechtlichen Gleichstellung, dem Thema von «frauenRecht», als eigentliche Hürde erwies, wird in diesem Band bezogen auf den Körper erneut dokumentiert, und zwar auf Grund von Quellenmaterialien, die noch nie aus der Geschlechterperspektive bearbeitet worden sind.

Elisabeth Joris

PLACIDUS SPESCHA, Entdeckungsreisen am Rhein. Genaue geographische Darstellung aller Rheinquellen im Kanton Graubünden nebst der Beschreibung vieler Gebirgsreisen in dieser wenig besuchten und erforschten Alpengegend (1823)

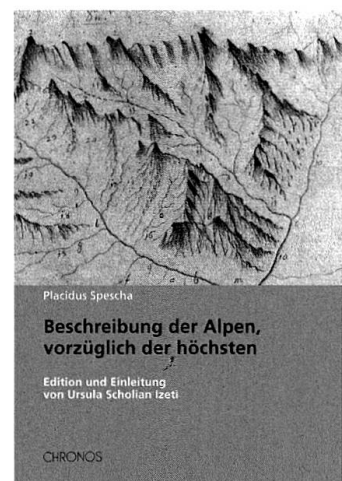
Edition und Einleitung von Ursula Scholian Izeti, Fotos von Lucia Degonda, Chronos Verlag, Zürich 2005, 213 S., ISBN 3-0340-0741-8

PLACIDUS SPESCHA, Beschreibung der Alpen, vorzüglich der höchsten (1823)

Edition und Einleitung von Ursula Scholian Izeti, Chronos Verlag, Zürich 2002, 160 S., ISBN 3-0340-0575-X

Giuli Battesta Spescha, 1752 in der Surselva geboren, erlebt zu seinem 250-jährigen Geburtstag ein regelrechtes Revival, was seine Schriften betrifft. Nach dem Besuch von höheren Schulen in Chur und in den Klöstern von Disentis und Einsiedeln kehrte Spescha als Pater Placidus nach Disentis in die Abtei zurück. Seine zahlreichen Manuskripte – zum Teil sehr umfangreich – wurden abgesehen von einer Edition zu Beginn des 20. Jahrhunderts von Friedrich Pieth und Karl Hager kaum veröffentlicht und sind in Archiven in Chur und Disentis zu finden. Das war, schemenhaft skizziert, die Ausgangslage für Ursula Scholian Izeti, die sich dem Pater und seinen Texten auf dem Nebenweg über eine forsthistorische Diplomarbeit an der ETH Zürich erst näherte und nun mit der vorliegenden Publikation bereits zum zweiten Mal ein bisher unveröffentlichtes Spescha-Manuskript aus den zwanziger Jahren des 19. Jahrhundert ediert. Das verdient Respekt und eine dankende Anerkennung, denn eine umfassende Diskussion über historische Quellen kann erst erfolgen, wenn diese einem breiten Publikum überhaupt zur Verfügung stehen – und das tun sie jetzt. So kann man an dieser Stelle Scholian Izeti ausblenden und den Blick auf Placidus Spescha richten, den Verfasser der beiden Schriften.

Scholian Izeti ausblenden kann man, sollte man aber nicht! Weshalb ich vorerst nicht zu Spescha schwenke, sondern bei Scholian Izetis Einleitungen zu den beiden Texten verbleibe. Diese beiden



Einleitungen befassen sich, dem Genre entsprechend, mit den verschiedenen Manuskripttexten und der gewählten Methodik, was die Edition der handschriftlichen Texte, Änderungen und Streichungen aus zweiter Hand betrifft. Ebenfalls befassen sie sich mit Fragen zum alpinen Diskurs in den bündnerischen und schweizerischen Alpen. Im ersten publizierten Text aus 2002 nahmen diese Überlegungen knapp 40 Seiten ein, im zweiten Text immerhin 25 Seiten. Diese beiden Einleitungen können denn auch, obwohl sie sich inhaltlich natürlich wiederholt auf die jeweiligen Beschreibungen von Spescha beziehen, als wissenschaftlich fundiert aufgearbeitete Darstellung der alpinen Wahrnehmung der Bündner Alpen bezeichnet werden. Die Begeisterungstürme für die Alpen, die Abneigung gegenüber den Alpen und vielleicht gar die Angst vor dem Gebirge entstanden meist ausserhalb der Alpen. In den Alpen selbst erfolgte oftmals eine Reflektion dieser Fremdwahrnehmung, doch wurden diese Reflektionen weit seltener als eigenständige Publikationen veröffentlicht. Ausnahmen sind unter anderem die Texte von Nicolin Sererhard, von Ulrich Campell oder eben von Placidus Spescha. Eher kam es vor, dass sie für die nicht alpinen Autoren als Korrespondenten wirkten, namentlich aber nicht in Erscheinung traten.

Spescha war nicht nur Geistlicher, sondern auch Wissenschaftler – zumindest sah er sich wohl als solcher – und Alpinist, der zahlreiche Berggipfel im Bündner Oberland als Erstbesteiger bezwang. Entsprechend vielseitig sind seine überlieferten Texte, womit wir uns von der übergeordneten wissenschaftlichen Ebene der Diskursgeschichte auf die beiden edierten Manuskripte hin bewegen. Der erste Text aus 1823, die «Beschreibung der Alpen, vorzüglich der höchsten», hatte in einem umfassenden Sinn das Ziel, die «Höhe oder Erhabenheit der Alpen zu bestimmen», wie Spescha meinte. Der Text selbst ist in drei Fassungen überliefert, wobei die erste um 1800 entstand und nur als Fragment erhalten ist und die zweite aus 1814 erst kurz vor Drucklegung gefunden wurde. Das zweite Manuskript, die «Entdeckungsreisen am Rhein», stammt ebenfalls aus 1823. Seine Absicht war eine «genaue geographische Darstellung aller Rheinquellen im Kanton Graubünden nebst der Beschreibung vieler Gebirgsreisen in dieser wenig besuchten und erforschten Alpengegend». Von diesem Text scheint nur eine Fassung zu existieren, Spescha schrieb diese parallel zur schon erwähnten «Beschreibung der Alpen». Er warf damit – gleichzeitig oder alternierend – je einen Blick auf den ganzen Alpenbogen (oder auf das, was er darunter verstand) und auf die bündnerischen Berge.

Ein Blick in die Register der beiden Texte zeigt die Breite der angesprochenen Themen bei Spescha ebenso wie die unterschiedliche Ausrichtung. Die «Beschreibung der Alpen» setzt an mit Ausführungen zum Entstehen der Alpen, zur Gestalt, Ausdehnung, Höhe, behandelt dann die Winde, «Nebel», den Schnee, die Morphologie sowie die Tier- und Pflanzenwelt. Im zweiten Teil des Manuskriptes werden sodann die «höchsten Alpgebirge», ihre «Höhen», die «Aussicht», dann aber auch die Flusssysteme und das «Wohl- und Uebelseyn auf den höchsten Alpgebirgen» betrachtet. Anders das zweite Manuskript, die «Entdeckungsreisen» am Rhein: Nach einer typologisch orientierten Übersicht über die Rheinquellen und den Rhein widmet sich Spescha ausführlich einer Beschreibung einiger bündnerischer Talschaften. Der zweite Teil des Textes schliesslich befasst sich mit Speschas Bergtouren vor allem im Tödimassiv, darunter auch jene drei schliesslich missglückten Versuche, den Piz Russein als erster zu besteigen.

Speschas Texte, auf die detailliert einzugehen hier allerdings zu weit ginge, zeigen einerseits deutlich, wie umfassend sich der Disentiser Geistliche für seine Umwelt interessierte und kulturelle und wissenschaftliche Trends der Schweiz und, im Fall der Erstbesteigung des Mont Blanc, in Savoyen in seine Überlegungen mit aufnahm. Ebenfalls zeigt sich aber auch die Isolation, unter der Placidus Spescha möglicherweise litt: Seine Ansichten, wissenschaftlichen Überlegungen und Meinungen waren zum Zeitpunkt der Niederschrift oftmals veraltet, wie sich an Randbemerkungen in Speschas Manuskripten erkennen lässt. Dies dürfte nicht zuletzt einer der Gründe dafür gewesen sein, weshalb die Manuskripte im 19. Jahrhundert nicht veröffentlicht wurden.

Speschas Texte 180 Jahre nach ihrer Niederschrift zu lesen ist ein ästhetischer Genuss («Der schnelle Lauf des Rheins lässt sich's mit andern Strömen, welche von den höchsten Alpgebirgen abfließen, vergleichen. Er muß aber, in Rücksicht seiner Schnelligkeit, im Laufen vor andern den Vorzug haben, weil er dem Nordpol zueilt, wo der Erdball sich mehr neigt als auf andern Gegenden der Welt.»). Ebenso ist es ein Exkurs in nur teilweise aufgeklärte Denkschemen (so liefert sich Spescha mit Johann Gottfried Ebel, der seinen Text begutachtete, einen Disput darüber, wie weit der Blick von der Spitze des Rheinwaldhorns reiche: Spescha beharrte darauf, das Meer gesehen zu haben im Süden, oder doch zumindest, wie er einräumte, «etwas Tiefes und Aschengraues, das ich nicht wusste, ob es Dünste, Wasser oder Himmel wäre.»).

Placidus Spescha ist für die historische Diskursforschung keine unbekannte Grösse. Umso wichtiger ist es, den bereits bekannten Texten die unveröffentlichten, unedierten beizustellen. Diese ändern wohl wenig daran, welche Rolle Placidus Spescha an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zukam, aber sie erweitern das Wissen darüber, wie die Berge aus dem Flachland wahrgenommen wurden – und wie sich alpine Autoren gegenüber diesen Einschätzungen verhielten. Nicht zuletzt darum ist Ursula Scholian Izetis Edition der beiden Speschatexte zu würdigen. Ihre zusätzlichen Einleitungen dazu sind für die historische Forschung nicht nur in Graubünden wichtig.

Reto Furter

Felix Calonder – ein Bündner Politiker als Minderheitenschützer in ,Oberschlesien' 1922–1937

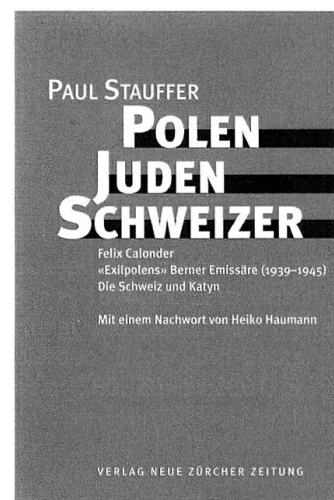
Paul Stauffer, Polen – Juden – Schweizer, Felix Calonder (1921–1937), «Exilpolens» Berner Emissäre (1939–1945), Die Schweiz und Katyn (1943), Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2004, 231 Seiten, ISBN 3-03823-109-6.

«Nach seinem Rücktritt 1920 aus dem Bundesrat wurde Felix Calonder aus Trin (1863–1952) Hochkommissar des Völkerbunds im geteilten Oberschlesien.» So oder ähnlich ist es in vielen Publikationen oder gar Schulfibeln zu lesen. Grundsätzlich richtig, aber doch nicht ganz. Der zweite Bündner Bundesrat nach Simon Bavier war während 15 Jahren Präsident der durch den Völkerbund eingesetzten Gemischten Kommission zur Überwachung der Oberschlesienkonvention.

Diese – und viele andere wertvolle Präzisierungen – verdanken wir der neusten Publikation des Historikers und Diplomaten Paul Stauffer. Seit seinem Rücktritt aus dem diplomatischen Dienst hat sich der Berner Historiker, der unter anderem auch Schweizer Botschafter in Polen war, vor allem der Geschichte der schweizerisch-polnischen Bezüge gewidmet und jetzt unter dem Obertitel «Polen – Juden – Schweizer» drei Studien publiziert. Eine befasst sich mit der besonderen Stellung der exilpolnischen Botschaft in Bern während der Jahre des Zweiten Weltkriegs, die zweite zeigt bisher unbekannte schweizerische Bemühungen um die Aufklärungen des berüchtigten Massakers an polnischen Offizieren im Walde von Katyn auf. Und die dritte und weitaus grösste zeichnet detailliert und akribisch das Wirken von Felix Calonder in Oberschlesien nach. Wozu Paul Stauffer gleich auch noch eine ganze Zahl wertvoller Bilder aus dieser Zeit mitvorlegt.

Felix Calonders Karriere

Kurz, aber kenntnisreich gibt Paul Stauffer die unverzichtbare Vorgeschichte wieder. Felix Calonder aus Trin, der beim in Chur geborenen und aufgewachsenen Staatsphilosophen Carl Hilty promoviert hatte, stieg schon als blutjunger Jurist in die Politik ein, wo er in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts vor allem



als Organisator und Erneuerer der Bündner Freisinnigen in Erscheinung trat. Es folgte eine glanzvolle Karriere: Schon mit 28 Jahren Grossrat, dann Nationalrat und Ständerat und bereits 1912 erstmals Bundesrats-Kandidat, wobei Calonder dann aber in der Bundesversammlung gegen seinen Parteikollegen Schulthess deutlich unterlag. Nur ein Jahr später verstarb dann Bundesrat Perrier im Amte und Felix Calonder wurde schon im ersten Wahlgang mit deutlichem Mehr als zweiter Bündner und erster Rätoromane in den Bundesrat gewählt. Obwohl er dort zuerst das Departement des Innern übernehmen musste, galt seine Vorliebe immer der Aussenpolitik. Eindrücklich legt Paul Stauffer in seiner Studie dar, wie Calonder schon sehr früh für eine differenzierte Neutralität der Schweiz und deshalb für einen schweizerischen Beitritt zum sich formierenden Völkerbund eintrat, was ihn erstmals in klaren Gegensatz zu seiner freisinnigen Partei und seinen zögerlichen Bundesratskollegen brachte. Calonders Haltung war wahrscheinlich entscheidend dafür, dass Graubünden in der Völkerbunds-Abstimmung zum Schicksalskanton wurde und mit seinem spät ermittelten, knappen Ja die noch fehlende, letzte Standesstimme zum Völkerbund-Beitritt lieferte.

Calonder war damals allerdings schon nicht mehr Bundesrat, sondern wegen der Vorarlberg-Frage politisch zu Fall gekommen. Nach dem Zerfall der Donau-Doppelmonarchie hatte sich nämlich die Bevölkerung von Vorarlberg in einer Volksabstimmung mit überwältigendem Mehr für den Beitritt zur Eidgenossenschaft entschieden. Die schweizerische Regierung, aber auch die Bevölkerung verhielt sich skeptisch oder ablehnend, teils aus neutralitätspolitischen Bedenken oder weil sie spätere Rückgabe- oder Rückkehrforderungen voraussahen, teils aber auch, weil sie eine Erhöhung des Katholikenanteils, eine Stärkung der katholisch-konservativen Partei oder gar eine weitere katholische Standesstimme befürchteten. Calonder dagegen begeisterte sich ganz im Gegensatz zu seinen freisinnigen Parteigenossen für Vorarlberg, in dessen Beitritt zur Schweiz er «ein ostschweizerisches Bollwerk gegen den aufkeimenden alldeutschen Nationalismus» sah. Er wollte also gewissermassen Vorarlberg durch die Hereinnahme in die Schweiz vor dem Deutschen Reich retten. Gegen den Willen des Gesamtbundesrates hielt Calonder im Ständerat in diesem Sinne eine höchst undiplomatische Rede, wodurch er politisch unmöglich wurde. Bei der nachfolgenden Bundesrats-Erneuerungswahl wurde er mit nur zwei Stimmen über dem absoluten Mehr zwar noch wiedergewählt, doch wenige Tage später erklärte er grollend seinen Rücktritt als Bundesrat.

Von Bern aufs internationale Parkett

Jetzt kamen Calonder seine internationalen, politischen und völkerrechtlichen Kontakte und sein Engagement für den Völkerbund zu Hilfe. Denn die neu gegründete Organisation mit Sitz in Genf musste sich neben vielen anderen bösen Folgen auch im deutsch-polnischen Grenzgebiet mit einer Hinterlassenschaft des Ersten Weltkriegs befassen. Die Siegermächte des Krieges hatten nach der deutsch-österreichischen Niederlage auch beschlossen, das zuvor zwischen Russland, Österreich-Ungarn und Deutschland aufgeteilte Polen als Staat wiederherzustellen. Dabei wurde das bisher deutsche Kohle- und Industrieviertel in Oberschlesien nach einer Volksabstimmung zwischen Deutschland und Polen aufgeteilt. Allerdings blieben beiderseits der Grenze starke Minderheiten der Polen in Deutschland und der Deutschen in Polen zurück, was im Zeitalter des starren Nationalismus zu einer Vielzahl von Spannungen in Schule, Kirche, Sprachpolitik usw. führte. Der Völkerbund musste also eine Konvention ausarbeiten, in der Rechte und Pflichten der jeweiligen Minderheit festgelegt wurden. Dazu wurde in Genf eine internationale Konferenz einberufen. Und weil der als Präsident vorgesehene, ebenfalls mehrsprachige ehemalige Genfer Bundesrat Gustav Ador von der deutschen Seite als zu Frankreich-freundlich eingestuft und abgelehnt wurde, schlug die Stunde von Felix Calonder, der sofort akzeptierte.

Der Bündner Völkerrechtler und als Rätoromane per se «Minderheitenspezialist» Felix Calonder war dann auch als Konferenz-Präsident der richtige Mann am richtigen Ort. Unter seiner Ägide wurde in relativer kurzer Zeit die Konvention für Oberschlesien mit nicht weniger als 606 Artikeln festgeschrieben. Und als der Völkerbund beschloss, diese Konvention an Ort und Stelle durch eine Gemischte Kommission unter neutralem Präsidium wirksam werden zu lassen, war Calonder auch sofort bereit, dieses Präsidium zu übernehmen.

Das lange Wirken in Kattowitz

Als eigener Kenner der internationalen Szene und der Verhältnisse in den Grenzgebieten Polens schildert Paul Stauffer mit Meisterschaft, wie sich der leidenschaftliche, gelegentlich aber auch trockene Jurist Calonder nun an seinem Präsidiumssitz im polnischen Kattowitz in seine Aufgabe stürzte, den ewig unzu-

friedenen nationalen Mehrheiten und Minderheiten gerecht zu werden. Aber auch wie der einer gewissen Repräsentation und einem noblen Lebensstil durchaus nicht abgeneigte Ex-Bundesrat jetzt mit Frau, Tochter und einem prächtigen «Völkerbunds-Mercedes» und einem Jahresgehalt von 150'000 Franken (das Mehrfache eines damaligen Bundesratslohns) im Schlösschen von Swierklaniec (deutsch Neudeck) residierte. Stauffer verweist allerdings auch darauf, dass der ebenfalls aus Graubünden stammende NZZ-Korrespondent und rätoromanische Schriftsteller Reto Caratsch, der als Korrespondent in Berlin Calonder in Kattowitz besucht und später eine biographische Skizze über seinen Landsmann veröffentlicht hat (in der Kulturzeitschrift «Rätia», 1944), geschrieben hat, Calonder habe in Neudeck nicht in einem der dortigen Donnersmarckschen Schlösser gewohnt, sondern in einer im Schlosspark gelegenen Villa.

Viel wichtiger ist allerdings Stauffers Darstellung der eigentlichen Aufgabe Calonders: Seinen täglichen Mehrfronten-Krieg mit den beiderseits höchst nationalistischen und starren Behörden und den national überemotionalen Minderheiten, selbstverständlich noch verstärkt, seit in Deutschland 1933 die rücksichtslosen und hypernationalistischen Nationalsozialisten die Macht erobert hatten. Denn jetzt hatte sich Calonder nicht mehr nur um den Schutz der jeweiligen Minderheit auf der anderen Seite der deutsch-polnischen Grenze zu kümmern, sondern jetzt musste er dazu noch versuchen, die jüdische Minderheit gegen den rasenden Nazi-Antisemitismus zu schützen. Es ist äusserst spannend zu lesen, wie es Calonder eine gewisse Zeit gelang, die im deutschen Teil Oberschlesiens lebenden Juden vor den Nazi-Rassengesetzen zu schützen, ja dass er dafür 1934 sogar zu einem persönlichen Gespräch mit Hitler vordringen konnte, weil Nazi-Deutschland in den ersten Jahren einen gewissen Wert auf Einhaltung der völkerrechtlich korrekten Fassade legte. Aber auch wie letztlich Calonder den immer stärker werdenden Rassenwahn und die aufziehenden Kriegswolken nicht bannen konnte und 1937 nach 15 Jahren «Kampf gegen den Volkstumkampf» in Oberschlesien resigniert zurücktrat und als Verwaltungsratspräsident der «Helvetia Unfall» nach Zürich zog.

Zum Schluss sei das ausgewogene Urteil zitiert, das Stauffer über das lange Wirken von Felix Calonder in Oberschlesien fällt – etwas im Gegensatz zu den Darstellungen von zwei prominenten Bündner Landsleuten von Calonder, dem bereits zitierten Reto Caratsch und von Jean Rodolph von Salis: «Gründlich und klar arbeitete Caratsch den historischen Hintergrund von Ca-

londers damaliger Tätigkeit heraus. Bei deren Würdigung überliess er sich allerdings einer harmonisierenden Optik, die Calonder als in seinem oberschlesischen Wirkungsfeld rundum unangefochtene Integrationsfigur präsentierte. Das war als Huldigung gedacht, wurde Calonders Leistung im Grunde aber nicht gerecht. Denn dieser hatte seine Erfolge auf dem Gebiet des Minderheitenschutzes ja nie kraft persönlichen Prestiges als «grand old man» einheimen können, sondern sie in aufreibendem Mehrfrontenkrieg stets erkämpfen müssen. Fragwürdiger als Caratschs gutgemeintes Kompliment an den oberschlesischen «Landesvater» Calonder war freilich das Lob, das dem alt Bundesrat später aus der Feder J. R. von Salis' zuteil werden sollte. Der Historiker glaubte nämlich feststellen zu können, dank der Tatsache, dass Calonders Gemischte Kommission «das oberschlesische Grenzgebiet verwaltete», sei «an Ort und Stelle ein verträgliches und klagloses Zusammenleben der Deutschen und Polen möglich geworden.» Davon, dass die Kommission das fragliche Territorium je «verwaltet» hätte, kann selbstverständlich keine Rede sein. Was die «klaglose» Koexistenz der Bevölkerungsgruppen der Region betrifft, so manifestierte sie sich bekanntlich in einer Flut von Minderheitsbeschwerden, die die Völkerbundsadministration in Genf zeitweise zu überschwemmen drohte. Calonder für sein Teil vermochte ihrer je länger desto weniger Herr zu werden und musste seine Amtstätigkeit, wie er in seiner Abschiedsrede mit sympathischer Offenheit zugab, unter Hinterlassung eines Pendenzenberges beenden.»

Hansmartin Schmid